



Buchholz
Natalie

Grand-
papa *Roman*



PENGUIN VERLAG

Die Arbeit an diesem Roman wurde gefördert
durch die Bayerische Akademie des Schreibens,
das Ludwig-Harig-Stipendium
und das Münchner Arbeitsstipendium.
Die Autorin dankt für die Unterstützung.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text-
und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967



1. Auflage

Copyright © 2024 Penguin Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Marion Blomeyer/Lowlypaper, München

Umschlagabbildung: © »Lost in Thought« by David Storey

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60217-0

www.penguin-verlag.de

*»Was wissen wir von unseren Eltern? Nicht viel.
Und von unseren Großeltern? Noch viel weniger.«*

Julien Green

Je les ai lues, Grand-papa

Im schmalen Trinkglas spitzen die Kerne von Grand-papas Mirabellen zur Wasseroberfläche, als zeigten sie an, wohin sie wollen. Kleine Blasen haben sich an ihren Rändern gebildet, Kronen aus Perlen der Luft. Ich nehme die Kerne heraus, braun und runzlig, manche ein wenig glitschig auch. Ich trage sie in den Garten meiner Eltern, und die Morgensonne schickt ihre schwachen Strahlen in meine Richtung.

Noch ein paar Schritte, dann stehe ich an der Stelle, an der früher der Teich mit den Goldfischen gewesen ist. Ich erinnere mich, wie ich einmal an einem schläfrigen Wintertag an ihn herangetreten bin und sich vor meinen Augen das Bild leuchtorangener Tupfen im gefrorenen Wasser auftat. Hübsch sah das aus. Und so stark in seinem Kontrast. Die Fische schienen in ihrer Schwimmbewegung von der Kälte überrascht worden zu sein. Ich konnte den Moment sehen, in dem ihr Leben festgehalten wurde, mitten im Fluss. Das machte ihren Tod für mich erträglich, zu etwas Besonderem auch. Jahre später kam der Teich weg. Die Enkelkinder könnten hineinfallen und ertrinken, das wollten meine Eltern nicht verantworten. Also wurde die Grube zugeschüttet – und der Klee wuchs.

Jetzt knie ich am Boden. Leicht dringt die Gartenschaufel in den dunklen Grund, in den ich behutsam einen Mirabellenkern nach dem anderen lege und wieder mit Erde bedecke. Ich bleibe noch eine Weile davor stehen, senke den Kopf, feucht ist die Luft. Während meine Gedanken an meinen Großvater zu Boden fallen, erhebt ein Hausrotschwanz sein raschelndes Gezwitscher von seiner Singwarte im Tulpenbaum aus. Der Tag beginnt.

DER FUND

Herbst 2021: Ich bin mit meinen Kindern zu Besuch bei meinen Eltern in ihrem Haus am Münchner Stadtrand. Mein Vater ist irgendwo mit meinem Sohn unterwegs. Meine Tochter will lieber bei mir und meiner Mutter bleiben. Sie spielt, wo sie am liebsten spielt: im Treppenaufgang, der einmal als Wintergarten gedacht war. Das viele Glas spricht dafür. Auch der Ausblick auf die Fliederhecke, den Magnolienbusch und auf den groß gewachsenen Tulpenbaum, dessen letzte goldgelbe Blätter sich in das träge Grau des Tages brennen.

Dass es der Treppenaufgang dennoch nie zum Wintergarten geschafft hat, liegt an seiner Temperatur: im Sommer heiß wie ein tropisches Gewächshaus, im Winter so kalt, dass er als Kühlkammer genutzt wird. Pflanzen beherbergt der Aufgang jedenfalls keine. Dafür jede Menge Selbstgepöftertes und diverses Strandgut, das irgendjemand aus der Familie irgendwann einmal von irgendeinem Urlaub mitgebracht und dort abgeladen hat. Dieser Raum bietet sich dafür an. Er ist ein Zwischenort, an dem niemand lange bleibt und der trotzdem oft betreten wird, um vom Elternbereich im Untergeschoss in den früheren Kinderbereich im Obergeschoss zu gelangen.

Meine Tochter fühlt sich wohl zwischen den Geschossen. Hier kann sie immer etwas Neues entdecken. Sie muss nur eines der Figürchen oder Müschelchen oder Steinchen aus einem der Töpfchen heben, schon kommt darunter ein neues Figürchen oder Müschelchen oder Steinchen hervor, das in diesem Museum der Vergangenheiten in Vergessenheit geraten ist.

Ich liege auf dem Sofa im Wohnzimmer und genieße die Ruhe, bis sie mir verdächtig vorkommt. Ich stehe auf, um nach meiner Tochter zu sehen. Sie sitzt zufrieden auf dem Boden und hat ein bordeauxrotes Behältnis zwischen ihre Beine geklemmt. Ein kleiner, silberner Deckel liegt neben ihr wie ein Kreisel. Ich beobachte, wie sie voller Neugier in das Gefäß langt, von dem ich mich frage, was es ist. Es ist keine Vase, aber auch kein Blumentopf, scheint irgendetwas dazwischen zu sein. Als meine Tochter die Hand wieder hervorzieht, betrachtet sie kurz ihre Finger, dann schleckt sie sie ab. Ich renne sofort zu ihr, weil ich fürchte, Fischfutter oder pulverisierter Teichschlammferner könnte gerade auf ihrer Zunge zergehen. So etwas lagerte früher einmal im Treppenaufgang. Ich greife nach ihrer Hand, schaue sie mir an, rieche auch an ihr. Doch da ist nichts. Ich freue mich über das Nichts, denn Nichts bedeutet nichts Giftiges, keine Gefahr. Erleichtert nehme ich das Behältnis hoch, dünnwandig und aus Metall. Die Öffnung ist klein. Ich blicke in ein dunkles Loch, dann drehe ich das Gefäß um. Staub rieselt zu Boden, so fein und so wenig, dass er sich auf dem kurzen Weg bis zu den Fliesen in Luft aufzulösen scheint. Ich hebe auch noch den Deckel auf, der offensichtlich zum Behältnis gehört, und lese, was darauf graviert steht:

Anatole Frey

11 novembre 1918–13 mai 2004

Sofort sind meine Finger im Mund meiner Tochter. Ich fahre über ihre Zunge, als könnte ich tatsächlich noch etwas von der Asche meines Großvaters entfernen. Ich weiß, dass es sinnlos ist, das zu tun, weil die Asche – oder soll ich sagen *er*? – schon in ihrem Speichel aufgegangen sein muss und sie ihn hinuntergeschluckt hat. Trotzdem wische ich ihren Mund weiter aus. Sie sträubt sich nicht. Im Gegenteil. Sie macht mit. Sie spürt meine Aufregung, ihre Augen groß und fragend. »Alles in Ordnung«, flüstere ich und gebe ihr einen Kuss. Dann klemme ich sie mir wie eine Zweijährige auf die rechte Hüfte. Die Urne trage ich links. Ich mache mich auf die Suche nach meiner Mutter. Ich will wissen, was die Urne ihres Vaters hier verloren hat und wo seine restliche Asche ist. Und überhaupt: Wie kann es sein, dass meine Mutter, die nie ein gutes Verhältnis zu ihrem Vater hatte und keine Träne vergoss, als er starb (das sagte sie mir einmal) – wie kann es sein, dass ausgerechnet sie seine Urne behielt, wenn auch leer? Und wieso weiß ich davon nichts?

Meine Mutter schneidet in der Küche Äpfel zu Schnitzen. Ich stelle die Urne vor ihr ab und meine Tochter auf den Boden.

»Was ist los?«, fragt sie.

»Das ist los«, sage ich und klopfe auf die Urne. »Deine Enkelin hat davon genascht.«

Meine Mutter runzelt die Stirn, nimmt das Gesicht meiner Tochter zwischen ihre Hände, lächelt. »Schmeckt stau-
big, oder?«

Meine Tochter nickt.

»Nicht schlimm«, sagt meine Mutter und hält ihr ein Stück Apfel hin. »War sowieso nichts mehr drin«.

»Wieso eigentlich?«, frage ich.

»Weil wir seine Asche im Wald verstreut haben, in der Nähe von Ammerschwihl. Mein Vater hat es so gewollt.«

»Warum war ich nicht dabei?«

Sie nimmt das Messer in die Hand, teilt einen weiteren Apfel in zwei Hälften. »Er wollte leise gehen«, sagt sie. »Ohne eine richtige Beerdigung. Mir war das recht. Ich brauche keinen Ort zum Trauern, das weißt du. Und jetzt stell das Ding weg, ich habe sonst nicht genug Platz für das Obst.«

ANGSTWOLKE

Ich muss gestehen: Mein Großvater war mir nie wichtig. Genauso, wie ich ihm nie wichtig war – dachte ich zumindest, lange Zeit. Er starb, als ich siebenundzwanzig Jahre alt wurde. Dennoch kannte ich ihn kaum. Das heißt, ich kannte ihn schon. Immerhin fuhren wir meine gesamte Kindheit und Jugend über in den Pfingstferien nach Frankreich, um ihn und meine Grand-mi zu besuchen, wenn auch nur kurz. Aber wir entwickelten keine Beziehung zueinander. Zu viel stand dem entgegen. Er war der gefürchtete Vater meiner Mutter, über den ich viele Geschichten hörte, nur keine guten. Vor allem war er der Grund für die dicke, dunkle Wolke, die sich jedes Mal über ihrem Kopf zusammenbraute, wenn er zugegen oder wenn von ihm auch nur die Rede war. Diese Wolke nahm meiner Mutter das Licht. Und damit auch mir. Das gefiel mir nicht. Ich wollte, dass meine Mutter glücklich ist, so wie jedes Kind möchte, dass seine Mutter glücklich ist, um selbst glücklich zu sein.

Als Kind hatte ich Angst vor Grand-papa.

Es gibt ein Foto von dieser Angst. Da sitzt mein Großvater im Wohnzimmerstuhl meiner Eltern und hat seine langen Beine übereinandergeschlagen. Auf seinen Knien liegt das Fotoalbum, das meine Eltern mit Aufnahmen von

meinen ersten Lebensjahren gefüllt haben. Ich stehe in Latzhose und Nickipullover hinter dem Sessel, schaue Grandpapa über die Schulter und in das Album hinein. Die Finger habe ich im Mund. Man könnte meinen, so ängstlich, wie ich gucke, mit beinahe schmerzverzerrtem Blick, und dazu an meinen Nägeln kaue, obwohl ich nie Nägel gekaut habe, müssten die Fotos in meinem Album Schreckliches zeigen. Was sie aber nicht tun. Da sind nur mein älterer Bruder zu sehen, den ich vergötterte, ich vergöttere ihn bis heute, und ich: Geburt, Geburtstagsfeiern, Kindergarten, Fasching und so weiter. Doch in meinem fünfjährigen Kindergesicht kann ich keine Freude über die festgehaltenen Momente meines Lebens ablesen, sondern das Unbehagen, das meine Mutter plagte, weil ihr Vater da war. Dieses Unbehagen hat sie an mich weitergegeben. Oder ich habe es von ihr übernommen. Oder beides zusammen. Auf dem Foto jedenfalls ist es ganz deutlich zu sehen. Es hat sich in meine Augen gesetzt wie ein fremdes Wesen. Und schaut aus mir heraus.

DAS BLAUE BUCH

Am nächsten Morgen bin ich früh auf, wie üblich, seit die Kinder auf der Welt sind. Über Nacht hat es unerwartet geschneit. Ich schaue aus dem Fenster und in den Garten. Die Äste der einzäunenden Sträucher und des Tulpenbaums tragen Hauben. Doch es ist kein Schnee, der lange liegen bleiben wird. Für ein paar Stunden aber wird sich die Schneestille mit der Hausstille decken, denn ich bin allein. Meine Eltern haben die Kinder mit zum Einkaufen genommen, damit ich die Zeit sinnvoll nutzen kann, wie sie sagen. Es ist ein Angebot, das sie mir so oft es geht machen. Ich frage mich, wofür ich die Zeit sinnvoll nutzen könnte. Schon lange weiß ich nicht mehr, wie das geht. Zeit zu haben überfordert mich. Ich kann mehr mit ihr anfangen, wenn ich keine habe. Dann funktioniere ich. Mit Zeit funktioniere ich nicht. Mit Zeit bin ich haltlos.

Im Haus ist es hell. Das liegt am vielen Glas der bodentiefen Fenster. Aber auch am Schnee. Beides kalt. Beides schön.

Ich mache mir einen Kaffee. Ich mag es, wenn die Tasse meine Hand wärmt, bevor ich trinken kann.

Im Wohnzimmer bleibe ich vor dem Bücherregal stehen, das die gesamte Wand einnimmt. Dort habe ich am

Nachmittag zuvor Grand-papas Urne hineingestellt. Es kam mir falsch vor, sie wieder zurück in den Treppenaufgang zu tragen. Unwürdig auch.

Das Behältnis macht sich gut im Regal. Es schmiegt sich ein, ist kein Fremdkörper. Es hat die gleiche Farbe wie die lackierten Bretter und könnte auch ein Pokal für eine vollbrachte Leistung sein.

Als Kind habe ich oft Stunden vor diesem Regal verbracht. Damals gab es einen Lesesessel, bespannt mit einer Art Nylonstoff, der lange Zeit einen unangenehm künstlichen Geruch verströmte. Trotzdem zog es mich immer wieder zu ihm hin. Einfach weil ich es liebte, vor einer Wand zu sitzen, die aus von Menschen geschaffenen Welten bestand. Ich musste nur zugreifen, um in eine von ihnen abzutauchen.

Meistens nahm ich eines der deutschen Bücher rechts im Regal heraus, selten eines der französischen auf der linken Seite. Meine Mutter hatte diese Einteilung vorgenommen, und ich hatte ihr dabei geholfen.

Seit Jahren habe ich die Trennung der Bücher in beide Sprachen nicht mehr wahrgenommen. Ungefähr so, wie ich den französischen Akzent meiner Mutter nicht mehr höre, ihn nie gehört habe. Ich werde nur dann auf ihn aufmerksam, wenn mich jemand auf ihn anspricht und fragt, ob meine Mutter zufällig Französin sei.

Ja. Zufällig. Diese Ungenauigkeit trifft es genau.

Irgendwo in diesem Regal, das weiß ich, befinden sich Grand-papas Memoiren. Ich war gerade fünfzehn geworden, als er mir *mein* Exemplar übergab. Aber damals war

mir das, was er über sein Leben zu sagen hatte, egal. Außerdem traute ich mir so viele Seiten auf Französisch nicht zu.

Vielleicht wäre mir sein Leben auch für immer egal geblieben, wenn meine Mutter seine Urne nicht aufbewahrt und meine Tochter sie nicht gefunden hätte. Die Tatsache allerdings, dass meiner Mutter wohl doch irgendetwas an ihrem Vater liegen muss (so meine Interpretation), verändert viel für mich. Denn bis heute habe ich ihren emotionalen Abstand zu ihm als den für mich vorgegebenen eingehalten. Ich habe die Linie, die sich wie eine Grenze durch unsere Familie zieht, nicht übertreten, um meine Mutter nicht zu verletzen. Oft genug, das wusste ich aus ihren Erzählungen, war sie schon von ihm verletzt worden, und nicht erst, seit sie achtundzwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs meinen Vater geheiratet hatte – einen Deutschen, den Feind, wie mein Großvater ihr vorwarf.

Der erste Schluck Kaffee tut gut. Ich trinke und suche – und entdecke passenderweise genau an der Stelle im Regal, an der Frankreich auf Deutschland trifft, den Namen meines Großvaters.

Anatole Frey, Mémoires d'un septuagénaire. Goldene Buchstaben, ein schmaler, königsblauer Band. Ich fahre mit dem Finger über den Buchdeckel der *Memoiren eines Siebzigjährigen*, schließe die Augen, spüre der Struktur des Stoffs nach und der Prägung der Lettern. Etwas Feines hatte sich mein Großvater da ausgesucht, Gold und Leinen, für zweihundertzweiundfünfzig Seiten Leben. Zweihundertzweiundfünfzig Seiten Erinnerungen. Zweihundertzweiundfünfzig Seiten, auf denen er erzählen wollte, wer er ist.